

Indien:
Weihnachten
unterm Mango-
baum Seite 13

Gossner Mission:
Kuratorium wählt
neuen Direktor
Seite 26

Deutschland:
Projekt gegen
Kinderarmut
Seite 28

Indien

- 4 Jharkhand wohin?
- 8 Pfarrer-Nachwuchs sagt Danke
- 10 Soziales Engagement der Kirche stärken
- 13 Tanz und Trommel unterm Mangobaum

Nepal

- 16 Den Traum vom Frieden bewahren

Sambia

- 18 Grau wie Stein
- 20 Gemeinsam gegen den Hunger
- 21 Kalomo spart weiter

Deutschland/Osteuropa

- 22 »Runder Tisch« will helfen
- 23 ... die im Dunkeln sieht man nicht
- 24 Gegängelt von der Bürokratie

Gossner Mission intern

- 25 Tiefe Trauer um Eckhard Schülzgen
- 26 Die Weichen neu stellen

Jahresthema

- 28 Lily darf zur Schule gehen

Rubriken

- 2 Editorial
- 3 Andacht
- 29 Kurznachrichten
- 31 Impressum
- 32 Projekt



Titelbild: Das Jahresprojekt 2006/2007 widmet sich dem Kampf gegen Kinderarmut. Mehr auf S. 28 (Foto: Jutta Klimmt)

Liebe Leserinnen, liebe Leser,



vor wenigen Tagen ist die Herbstsitzung des Kuratoriums zu Ende gegangen, die von vielen mit Spannung erwartet worden war. Schließlich stand u. a. die Neuwahl des Direktors auf der Tagesordnung. Dieser wurde mit nur einer einzigen Gegenstimme gewählt: Pfarrer Dr. Ulrich Schöntube, der der Gossner Mission seit 2002 eng verbunden ist, wird sein Amt im Januar 2007 antreten. Wir wünschen ihm alles Gute und Gottes Segen! Lesen Sie mehr dazu auf den Seiten 26/27.

Während der Sitzung ereilte uns jedoch auch eine traurige Nachricht: Eckhard Schülzgen, von 1979 bis 1986 Leiter der Gossner Mission in der DDR und bis zuletzt uns allen ein wertvoller und hoch geachteter Ratgeber und Freund, erlag seiner schweren Krankheit.

Blicken wir nach Übersee. Besorgnis erregende Nachrichten kommen aus Sambia, wo Fachleute eine zunehmende Versteppung feststellen, und aus Indien, wo der Wirtschaftsboom nun auch nach Jharkhand übergreift. Leidtragende werden wie so oft die Adivasi sein. Und wie geht es in Nepal nach dem Bürgerkrieg weiter? Hier bleibt unsere Solidarität gefragt.

Mit dem Blick auf die kommende Advents- und Weihnachtszeit interessiert uns aber auch, wie die Adivasi in Indien das Fest begehen. Zweifellos nicht unterm Tannenbaum. Dieter Hecker weiß mehr: Sie finden seine Ausführungen auf den Seiten 13 bis 15.

Ihnen allen eine gute Zeit
und ein gesegnetes Weihnachtsfest,

Ihre Jutta Klimmt
und das Team der Gossner Mission



Spenden bis 30.09.2006:	123.214,86 EUR
Spendenansatz für 2006:	300.000,00 EUR

Da sagte Maria: Wohlan, ich bin Gottes Magd. Es soll mir geschehen, wie du gesagt hast. (Lukas 1,38a)

Eine »gute Nachricht« kann das für Maria kaum gewesen sein, was der Engel ihr da angekündigt hat. Eine uneheliche Schwangerschaft, das war damals nicht leicht zu nehmen. Bedenkt man dazu noch Marias junges Alter, dann war das für sie eher eine »schlimme Nachricht«. Mit ihren 14 oder 15 Jahren muss sie von dieser Engelsbotschaft zutiefst erschrocken gewesen sein.

Aber: Maria nimmt die Verantwortung an. Obwohl sie gewusst haben muss, welch ein soziales Stigma damit verbunden war.

Es gibt heute viele junge Menschen, denen schon in sehr frühem Alter große Verantwortung aufgeladen wird, denen man Jugend und Bildungschancen vorenthält. Ich spreche von den Kindern, die in bedrückende Arbeitsverhältnisse hineingezwungen werden, weil sie zum Familieneinkommen beitragen müssen. Viele junge Adivasi-Mädchen wandern in die großen Städte ab, um eine Stelle als Hausmädchen zu finden. Viele sehr junge indische Mädchen werden in eine frühe Ehe und Mutterschaft gezwungen. Viele Jungen und Mädchen werden als Arbeitskräfte eingesetzt: in der Landwirtschaft, Waldarbeit, in Bau, Grube und Steinbruch, in Fabrikation und Verarbeitung, Dienstleistung und Instandhaltung.

In Indien machen die Jugendlichen zurzeit 20 Prozent der

Gesamtbevölkerung aus. Es gibt viele Erscheinungsbilder jugendlichen Lebens, worin sich die Zukunft unserer Gesellschaft jetzt schon abzeichnet: Das reicht von den jungen Leuten mit glänzenden Zukunftsaussichten einerseits bis hin zu den vielen jungen Menschen auf der anderen Seite, die schon als Kind die Last der Verantwortung auf sich nehmen müssen.

Bedenken wir einmal, was es heißt, wenn wir als Christen sagen: Gott wurde »Fleisch«. Das heißt doch: Gott nimmt an allen Aspekten des Menschseins teil, auch an des Menschen Verletzlichkeit.

»Das Wort ward Fleisch und wohnte unter uns«: Wenn wir so unseren Glauben bekennen und feiern, dann sollten wir auch versuchen, zum Verständnis einer existentiell orientierten Spiritualität zu gelangen. Denn so radikal ist das Weihnachtsereignis seiner Natur nach. Es wirkt als Herausforderung an alles, was ungerecht ist an unseren herrschenden sozialen Strukturen, ideologischen Kräften und Konkurrenz-Modellen. Es schafft ein neues Verstehensmuster: weg von denen im Zentrum, hin zu denen am Rande.

Die Engelsbotschaft schlug ein wie der Blitz. Für Maria wurde alles anders. Doch als der Engel ging, war Maria allein. Und sie sah sich mit beunruhigenden Fragen konfrontiert. Die demütige Art, wie sie Gottes Plan annahm, gilt in der Christenheit



als Vorbild. Haben wir uns nie Gedanken gemacht, ob sie nicht vielleicht mit sich ringen musste, bis sie dazu Ja sagen konnte? Es war ihr Glaube an Gott, der ihr hindurch half durch Zögern und Anfechtung.

Solche Kämpfe gehören zum Menschsein, das lässt sich nicht leugnen. Sie durchzustehen, dazu braucht es Stärke, wie sie nur aus der Kraft Gottes zu uns gelangen kann. Maria wurde auf übernatürliche Weise mit dieser Kraft ausgestattet.

Auch viele Adivasi und andere Menschen am Rande der Gesellschaft fühlen sich gestärkt durch ihren Glauben. Aber sie sind nicht Maria. Sie brauchen Unterstützung, brauchen materielle Hilfen, um gegen die Ungerechtigkeit ihrer Situation ankämpfen zu können, um zumindest den Kindern und jungen Menschen neue Chancen zu eröffnen. Das dürfen wir gerade als Christen nicht vergessen. Gerade dann, wenn wir im Advent Marias Worte vernehmen.

**Idan Topno,
Theologin
der Gossner Kirche**

Jharkhand wohin?

Die Adivasis zwischen Wirtschaftsboom und Marginalisierung

In Jharkhand sind Millioneninvestitionen geplant. Leidtragende sind die Ureinwohner, die Adivasis. Sie werden von ihrem Land vertrieben, ohne vom erwarteten Boom profitieren zu können. Was sagt die Gossner Kirche dazu?

Im indischen Bundesstaat Jharkhand, wo viele der Ureinwohner zur Gossner Kirche gehören, scheint ein neues Gründungsfieber ausgebrochen zu sein. Bislang kümmerten die alten Industrien – Kohle, Stahl und Schwerindustrie – vor sich hin. Etliche der Regierungsunternehmen mussten schließen, und neue waren kaum in Sicht. Die Infrastruktur mit Stromversorgung, Straßenbau und -unterhaltung, Erziehung und Gesundheitsfürsorge ist in einem bedauernswerten Zustand.

Doch nach der letzten Wahl in 2004 packte den Ministerpräsidenten des Bundesstaates, Arjun Munda, plötzlich die Idee, Jharkhand in einem Sprung vorwärts zu katapultieren. Die riesigen Rohstoffreserven waren in der »ersten Runde« der Industrialisierung in den 50er Jahren nur angezapft worden. Nun soll eine neue Runde folgen.

Die Regierung, vor allem Arjun Munda persönlich, ver-

handelte mit den ersten Adressen im Stahlgeschäft, nicht nur mit Tata, Esser, Jindal und einigen kleineren indischen Firmen, auch der inzwischen weltgrößte Stahlkonzern Mittal konnte dafür gewonnen werden, ein Stahlwerk auf der grünen Wiese (Greenfield) mit einer Produktions-Kapazität von zwölf Millionen Tonnen zu planen. So wurden noch im Jahr 2004 rund 40 »Memoranda of Understanding«, eine Art Vorverträge für Großunternehmen der verschie-

densten Branchen, unterzeichnet. Denn inzwischen hatte die Regierung auch beschlossen, auf dem Gebiet der Erziehung und Gesundheitsfürsorge mit ausländischen Investitionen eine Reihe von Musterschulen und -kliniken zu errichten sowie Fünf-Sterne-Hotels zur Förderung des Tourismus in Jharkhand.

Der Bedarf an Land für die inzwischen 53 geplanten Großunternehmen ist gigantisch. Er schwankt je nach Größe des geplanten Unternehmens zwischen 50 und 10.000 Hektar. Die Beschaffung von Land ist gerade in Jharkhand besonders schwierig und politisch brisant, weil es sich meist um Land der Ureinwohner handelt, das unter besonderem gesetzlichen Schutz steht.

Zunächst einmal blieb aber alles erstaunlich still im Staat. Das kann nur daran gelegen haben, dass die Betroffenen das nicht sofort mitbekamen. Es waren ja in der ersten Phase noch keine bestimmten Standorte benannt worden. Als aber



in der zweiten Phase nun entschieden werden musste, wo die Unternehmen sich ansiedeln werden, und die Firmen auf schnelle Entscheidungen drängten, wurde die Regierung aktiv. Mit ihr wachten aber auch die Betroffenen auf und organisierten sich zum Widerstand.

Der normale Weg, Land einfach aufzukaufen, verfährt bei den Adivasis nicht. Kaum ein Bauer ist bereit, sein Land zu verkaufen, auch wenn das Angebot drei- oder fünfmal so hoch sein sollte wie die niedrigen lokalen Landpreise. Bliebe also noch die Möglichkeit der Verstaatlichung, was aber nur »im öffentlichen Interesse« erlaubt ist. Dafür ist normalerweise aber Kompensation (»Land für Land«) vorgesehen.

Wenn das nicht möglich ist, sollen die betroffenen Familien Geld und/oder Anstellungsgarantien erhalten. Da die Adivasis aber keinen kommerziellen Umgang mit Geld kennen, so dass sie größere Geldbeträge selten zur Sicherung ihrer Zukunft gewinnbringend anlegen oder investieren, ist erfahrungsgemäß auch ein hoher Kaufpreis bald zerronnen und die Familien stehen mit leeren Händen da.

Für eine Anstellung über die Kuli- und Hilfsarbeiter-Ebene hinaus aber fehlt den meisten Dorfbewohnern die nötige Qualifikation, und erfahrungsgemäß werden höhere Stellen ohnehin mit Leuten von außen besetzt.

In dieser spannungsgeladenen Situation wurde jetzt im

September die von der nationalistischen BJP-Partei geführte Koalitionsregierung in Jharkhand gestürzt. Die neue Regierung der United Progressive Alliance (UPA) mit Unterstützung der Kongresspartei konnte sich bisher noch nicht konsolidieren, da auch bei ihr zu viele widerstrebende Interessen unter einen Hut zu bringen sind. Obwohl bei ihr von der Ideologie her mehr Adivasi-Interessen und Rücksicht auf die

Betroffenen zu erwarten sein sollten, wird auch sie den Kurs nicht radikal ändern können. Es sind schon zu viele Weichen gestellt, Land bereitgestellt, Verpflichtungen eingegangen, als dass die gesamten Planungen einfach rückgängig gemacht werden könnten. Das hat der neue Ministerpräsident Madhu Koda auch bereits klar gestellt. Es können allenfalls noch Verbesserungen bei der Beschaffung des Landes und der Kompensation für die Betroffenen durchgesetzt werden.

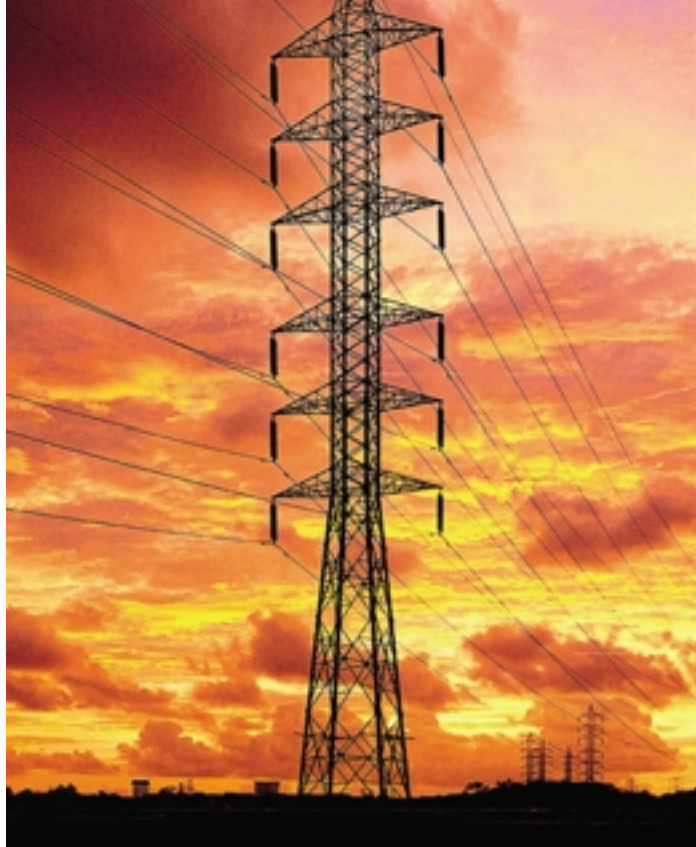
Wie ist diese Lage zu beurteilen? In der gegenwärtigen Situation eines allgemeinen wirt-

schaftlichen und industriellen Aufschwungs in Indien und einer gestiegenen Nachfrage nach Eisen und Stahl vor allem in Indien selbst und China, kann sich Jharkhand sicher nicht heraushalten und nur Pflege der Adivasi-Kultur betreiben, wie viele Adivasi-Vertreter sich das erträumen oder erhoffen. Eine stetige Verbesserung der Wirtschaftslage und der Verdienstmöglichkeiten gerade auf dem Lande ist auch wichtig zur Erhaltung der Adivasi-Kultur, denn sonst werden immer mehr Menschen zur Migration in die Metropolen gezwungen. Außerdem wäre es nötig, die Infrastruktur und Verdienstmöglichkeiten für die Dorfbevölkerung von unten her aufzubauen.

Grundvoraussetzungen wären Schulen, Straßen, Stromversorgung und eine funktionierende Gesundheitsversorgung, die sich alle leisten könnten auf den Dörfern, was zurzeit für mindestens zwei Drittel aller ländlichen Gebiete in Jharkhand nicht zutrifft. Die jetzige Infrastruktur kann die geplanten Großunternehmen nicht tragen. Es fehlt an allem. Das wird dazu führen, dass nicht nur Hunderttausende Menschen aus ihren Dörfern



Die Fotos zeigen die Gegensätze in ihrer ganzen Dramatik auf: Bergbauunternehmen und Stahlkonzerne, die zu den weltweit führenden gehören, wollen in Jharkhand Millionen in supermoderne Industrie-Anlagen investieren – und Adivasi-Arbeiter transportieren die Kohlesäcke noch immer mit dem Fahrrad über steinige, unwegsame Straßen.



vertrieben werden, sondern es werden Wohlstandsinseln geschaffen werden ohne Verbindung zum Umland. Diese werden alles geboten bekommen, was sonst auf dem Lande fehlt: Stromversorgung, Straßen, mo-

Die jetzige Infrastruktur kann die geplanten Großunternehmen nicht tragen. Es fehlt an allem. Das wird dazu führen, dass Hunderttausende Menschen aus ihren Dörfern vertrieben werden. Für eine ausgewogene Entwicklung der übrigen ländlichen Gebiete wird künftig noch weniger Interesse bestehen.

derne Häuser, denn bei jedem Stahlwerk wird ein Township für die Angestellten und Arbeiter aufgebaut. Für eine ausgewogene Entwicklung der übrigen ländlichen Gebiete wird dann noch weniger Interesse bestehen. Von den Konflikten

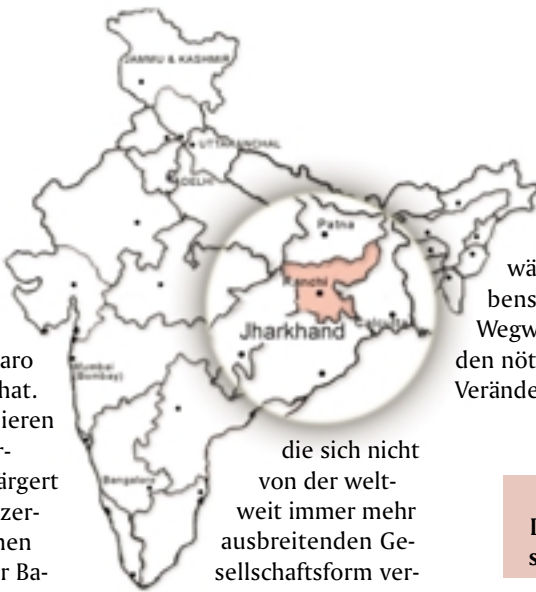
um die Landbeschaffung werden wir in den nächsten Monaten und Jahren ganz gewiss noch viel zu hören bekommen.

Gerade ging ein Bericht durch die Presse, dass aufgebrachte Dorfbewohner von Ost-Singhbhum bei Chaibassa ein Gesundheitscamp gesprengt haben, mit dem die Firma Esser ihren guten Willen ihnen gegenüber zeigen wollte. Sie verjagten die Ärzte und Firmenvertreter, ergriffen den Manki-Munda (Dorfoberen), der mit der Firma gemeinsame Sache machte, banden ihn an einen Baum und zogen ihn mit einem Strick durch die Dörfer. Dies war der dritte Fall innerhalb weniger Wochen. Die Konzerne und die Regierung sind verständlicherweise irritiert, wenn sie auch offiziell

Zuversicht und Optimismus zeigen, und hoffen, die Lage in den Griff zu bekommen.

Wie stehen die Kirchen dazu? Sie haben in den letzten Jahrzehnten zweifellos einiges dazu gelernt, zum Beispiel, dass sie sich für die Rechte ihrer Mitglieder und gegen die Unterdrückung der Marginalisierten einsetzen müssen. Inzwischen ist ihnen auch klar, dass dieses Engagement sich nicht nur auf ihre eigenen Mitglieder beschränken darf. Jede der verschiedenen Kirchen in Chotanagpur hat dafür ihr eigenes Profil entwickelt.

Die Katholiken haben oft Stellungnahmen und Aufrufe veröffentlicht, die ihnen Unwillen und Kritik von Seiten der Regierung eingebracht haben, zuletzt als Mitveranstalter einer Demonstration gegen den geplanten Bombenübungsplatz in Neterhat. Die lutherische Goss-



ner Kirche arbeitet mehr auf der Dorfebene und unterstützt die Proteste dort, wie sie es schon seit langem bei dem geplanten Koel Karo Staudamm-Projekt getan hat. Ihre Mitglieder sympathisieren überwiegend mit der Jharkhand-Partei und sind verärgert darüber, dass diese völlig zerstört ist. Aber alle Kirchen stehen unter Beschuss der Basisbewegungen, die ihnen eine zu große Nähe zu den Politikern vorwerfen, die sie natürlich zu gerne vor ihren eigenen Karren spannen wollen.

Es ist ein harter Kampf um das kulturelle Überleben der Adivasis und einer Lebensweise,

eine besondere Verantwortung zu, um bewährte Formen und Lebensstile zu erhalten und Wegweisungen zu geben bei den nötigen Anpassungen und Veränderungen.

Dieter Hecker,
Dozent am Theologischen College Ranchi

die sich nicht von der weltweit immer mehr ausbreitenden Gesellschaftsform vereinnahmen lassen will, die durch Technik, Effizienz, Konsum und die Herrschaft des Kapitals geprägt wird. Dass sie sich dabei selber ändern und von innen her erneuern müssen, ist auch klar. Den Kirchen kommt dabei heute





Pfarrer-Nachwuchs sagt Danke

Nach Spendenaktion: Wohnheim am Theologischen College in

Für den Neubau des Studentenwohnheims in Ranchi sind im vergangenen Winter insgesamt uns eingegangen. Anlass genug, nach der Einweihung des Hostels nun allen Spendern Danke

Kräftig selbst mitangepackt haben die Studentinnen und Studenten des Theologischen Colleges in Ranchi beim Bau des neuen Wohnheims. Kein Wunder, waren doch die alten Baracken, die aus der Zeit des Zweiten Weltkriegs stammten, unzumutbar geworden. Für den Neubau aber sollten die Kosten möglichst gering gehalten werden – und so war eben jede Menge »Handarbeit« angesagt. Im Sommer

dann durfte Asienreferent Bernd Krause bei seinem Besuch in Indien das rote Band durchschneiden – zur Freude der Studierenden, deren Dank wir hiermit gern an die Spenderinnen und Spender in Deutschland weitergeben.

Finanziert wurde der ursprünglich mit insgesamt 150.000 Euro veranschlagte Neubau, der später noch ein zweites Stockwerk bekommen

soll, aus verschiedenen Mitteln. Unter anderen haben sich der Dachverband der Missionswerke in Deutschland, das EMW, und die Gossner Mission mit insgesamt 80.000 Euro für das jetzt abgeschlossene Erdgeschoss beteiligt. Das College selbst musste sich verpflichten, umgerechnet 11.500 Euro aufzubringen – schwer genug angesichts der finanziellen Probleme des Theologischen Colle-



Ranchi eingeweiht

8365,67 Euro an Spenden bei zu sagen.

ges, dem es manchmal monatelang unmöglich ist, die Gehälter der Dozenten zu bezahlen.

Dann aber kamen während der Bauphase enorme Mehrausgaben hinzu, weil der feuchte Untergrund ein besonderes Fundament nötig machte. Wochenlang wurde Wasser abgepumpt und wurden drei Meter tiefe Betonpfähle zur sicheren Verankerung des Gebäudes in den Boden eingelassen. So

war die Realisierung des Vorhabens also nur dank der Unterstützung der Spenderinnen und Spender möglich. Danke!

Die Fotos zeigen einige Momentaufnahmen von der Grundsteinlegung bis zur feierlichen Übergabe des Gebäudes.



Soziales Engagement der Kirche stärken

Zwischenbilanz: Jörg Krause seit einem Jahr in Indien



Von Jugend an durch seinen Vater Bernd Krause mit der Arbeit der Gossner Mission vertraut, ist er nun selbst im Auftrag des Evangelischen Entwicklungsdienstes (EED) in der Adivasi-Region im Norden Indiens tätig: Jörg Krause (31). Bei der indischen Entwicklungsgesellschaft WIDA kommt er als Entwicklungsassistent mit zahlreichen Projekten in Berührung, an denen auch die Gossner Kirche beteiligt ist.

? Nach einem Jahr leben und arbeiten in Indien: Wie sind Deine Eindrücke, wie kommst Du mit der Lebenskultur zurecht?

Jörg Krause: Mein Einleben in Kultur und Gesellschaft mit allen Herausforderungen und Problemen hat sich einfacher gestaltet als erwartet. Lange bin ich ja schon mit der Arbeit der Gossner Mission und daher zumindest theoretisch mit den indischen Gegebenheiten vertraut. So war ich mental auf viele Situationen vorbereitet. Vieles gestaltete sich dann in der Realität doch anders, da die Probleme und Lösungsansätze anders gelagert sind. Auch bekomme ich oft nur partielle Eindrücke von Leben und Lebensbedingungen mit. Nehmen wir meine Erfahrung mit der indischen Küche: Mein Essen beschränkt sich oft auf Daal-Bhat (Reis-Linsen-Gemüse), was allerdings dem normalen Essen vieler armer Adivasi-Familien entspricht ... In Indien kommt es mehr als bei uns darauf an, wen man kennt und mit wem man Umgang pflegt, wobei die Reichen und Etablierten mitunter besser als in Deutschland leben.

Jedoch erfährt man in den Sozial-Projekten eine andere Realität: die von bitterer Armut und auch Hilflosigkeit. Bisher habe ich in meinen Arbeitszusammenhängen nur Freundlichkeit und Gastfreundschaft erlebt und im besonderen Maße gerade von den armen Menschen. Die Gemeinschaft und Teilhabe am Leben dieser Menschen zeigt mir, wie wichtig es ist, sich für sie und mit ihnen einzusetzen.

? Mit welchen Projekten hast Du zu tun?

Jörg Krause: Meine Wohnung befindet sich bei WIDA in Semiliguda im Bundesstaat Orissa, und so habe ich tiefe Einblicke in die in dieser Region angesiedelten Projekte erhalten. Beispiel: das Adivasi-Dorf Putsil, bei dem mittlerweile fast alle Entwicklungsaktivitäten, wie Dorfentwicklung, Bildungsprogramme und Bau eines Mini-Staudammes zur Elektrizitätsgewinnung, abgeschlossen sind. Außerdem habe ich an Projekten mitarbeiten können, die in der Tsunami-Region angesiedelt sind, sowie im Projektgebiet der Gossner Kirche im ländlichen Bereich und auf den Andaman-

Inseln sowie bei den Entwicklungsprojekten des YMCA Ranchi im Bundesstaat Jharkhand. Bei fast allen Projekten handelt es sich um Adivasi-Projekte, wofür ich mich auch am meisten interessiere, da mich die Kultur und Lebensgemeinschaft der Adivasi von Anfang an fasziniert und begeistert haben.

? Was fasziniert dich so daran?

Jörg Krause: Um das wirkliche Leben in Indien kennen zu lernen, muss man in die Dörfer gehen. Dort findet man (zumeist noch) die funktionierenden Adivasi-Lebensgemeinschaften. Allerdings sind diese bei der heutzutage rapide stattfindenden Industrialisierung stark bedroht. Natürlich habe ich eine besondere Verbundenheit zur Gossner Kirche und ihren Projekten. Aber was mich zusätzlich fasziniert hat, ist, dass die Gossner Kirche eine reine Adivasi-Kirche ist und auch von Adivasi geleitet wird – im Gegensatz zu anderen Kirchen in Indien, die gleiches behaupten.

Hat sich deiner Meinung nach etwas verändert in der



Um das Leben und die Menschen in Indien wirklich kennen zu lernen, muss man in die Dörfer gehen: Jörg Krause arbeitet bei WIDA in verschiedenen Dorfentwicklungsprojekten mit.

? Gossner Kirche durch die Zusammenarbeit mit der Entwicklungsgesellschaft WIDA?

Jörg Krause: Ein Entwicklungsprozess hin zu mehr sozialer Verantwortung und Gemeinschaft ist schon seit mehr als zehn Jahren im Gang. Allerdings braucht es gerade in Indien und unter den Adivasi auch Zeit, um neue Konzepte zu adaptieren und ein Umdenken anzustoßen. Wie so oft sind der Wille und das Verständnis vorhanden, jedoch fehlt es an der nötigen Fähigkeit zur Umsetzung, und die Kirche verändert sich nur sehr

langsam. Deshalb sehe ich die Aufgabe WIDAs darin, die Kirche in ihrem sozialen Engagement zu unterstützen. Auch heute schon ist die Gossner Kirche bereit, den Menschen am Koel Karo (Flussgebiet, in dem sich dörflicher Widerstand gegen ein gigantisches Staudammprojekt firmiert hat, Anm. der R.) mit sozialen Projekten beizustehen und sich lokal zu beteiligen.

? Wie siehst Du den Prozess am Koel Karo?

Jörg Krause: Viele Treffen und Diskussionen wurden arrangiert,

um einen Initialprozess von ländlicher Entwicklung und Bewusstseinsbildung aller in Gang zu setzen, der nunmehr konkrete Formen annimmt. Wenn Selbstorganisation und Selbstbestimmung der Dörfer weiter gestärkt werden, dann können die Menschen Infrastrukturprojekte, wie das geplante Mini-Staudamm-Projekt zur Stromerzeugung und Bewässerung, selbst durchführen. Trainings und Workshops zur Einkommensschaffung, zu den Themen soziale Rechte und politisch-ökonomisches Verständnis sollen die Menschen in ihrer

Fähigkeit fördern, selbstbestimmt zu handeln. Worin es die Menschen zu bestärken gilt, ist der Zusammenhalt und die Beteiligung aller an allen gemeinsamen Entscheidungen über die zukünftige Entwicklung in der Region.

? Was ist Dein Eindruck im Tsunami Gebiet – wie ist die Nachhaltigkeit zu stärken?

Jörg Krause: Wie wichtig Spiritualität für die Menschen sein



Die Menschen am Flussgebiet des Koel Karo brauchen Unterstützung, um ihre anspruchsvollen Entwicklungspläne umsetzen zu können. Die Gossner Kirche bestärkt sie darin.

kann, die aus armen Verhältnissen stammen und solch eine Katastrophe miterleben mussten, habe ich auf meiner Reise auf die Andamanen erlebt. Es war schön zu sehen, wie die Kirchen dort Jung und Alt gleichermaßen anziehen und wie Gemeinschaft gelebt wird. Auf den Inseln werden nun Tsunami-Schutzunterkünfte gebaut, in denen Trainingszentren für Adivasi entstehen sollen. Denn auch

hier gilt: Nur wenn man den Menschen die Fähigkeiten gibt, ihr Leben in Würde zu bestreiten, wird Nachhaltigkeit möglich.

? Welche Aufgaben willst Du im nächsten Jahr vorrangig verfolgen?

Jörg Krause: Da meine Vertragszeit mit dem EED auf zwei Jahre beschränkt ist, hoffe ich, beim WIDA-Entwicklungsprojekt am Koel Karo weiter mitwirken zu können. Im August hat die Gossner Kirche für einige Teile ihres Gebietes entschieden, das alternative Schulmodell »Brückenschule« einzuführen. Hierbei sollen Kinder, die arbeiten müssen, in diese vorbereitende Schule aufgenommen und auf den Besuch einer regulären Schule vorbereitet werden. Da ich mich für die Einführung dieses

Schultyps in der Gossner Kirche eingesetzt habe, wäre es für mich sehr wichtig, diese noch eine Weile zu unterstützen.

? Wie sind aus deiner Sicht die Empfehlungen für die Partnerschaftsarbeit der Gossner Mission mit der Gossner Kirche?

Jörg Krause: In den kommenden Jahren sollten meines Er-

achtens verstärkt Ausbildung und Training unterstützt werden, um Kenntnisse und Handwerkszeug zu vermitteln, die die Eigenständigkeit der Projekte und ihren Fortbestand in der Gossner Kirche ermöglichen und sichern. Das kann dann dazu beitragen, dass durch dieses soziale Engagement auch das Ansehen und die Akzeptanz der Kirche im indischen lutherischen Kirchenverbund (UELCI) und in der Gesellschaft gestärkt werden. Dazu brauchen die Verantwortlichen und die Mitglieder der Kirchenleitung Weitsicht und das nötige Know How. Auf der Ebene der Gemeinden ist m. E. beeindruckend viel Eigeninitiative, Verantwortung und geistliche Kraft zu erkennen. Dies müsste man stärken und künftige Projekte darauf fußen lassen. Für viele Pfarrer ist die Kirche in Indien zumeist nur der Ausübungsraum von Religion. Für viele der einfachen und armen Menschen sind Religion und Glaube auch wichtig, aber in dieser Form haben sie wenig mit ihrem Lebensalltag zu tun. Und so gewinnen neue pfingstlerische Kirchenformen an Einfluss und Zulauf. Meines Erachtens muss Kirche in ihrer sozialen Verantwortung sich gerade mit den Menschen und ihren Problemen im täglichen Leben befassen und ihnen Beistand geben. Hierbei gilt es Maßnahmen mit Beispielcharakter und Multiplikationsfähigkeit, die Mut machen, zu unterstützen und zu fördern.



Tanz und Trommel unterm Mangobaum

Hauptsache fröhlich: Weihnachten in Indien

Besinnliche Tage, Andachten zum Advent, ein stilles Fest – so kennt man das in Deutschland. Aber Weihnachten in Ranchi und Umgebung ist ganz anders. Tanzen, trommeln, Bonbons werfen und die Lautsprecher ganz laut aufdrehen. So feiern die Adivasi in Indien.

Am 26. Dezember kann man langsam wieder aufatmen. Die beiden Tage vorher werden alle von allen Seiten mit Musik aus voll aufgedrehten Lautsprechern zugedeckt, die ab dem Heiligen Abend buchstäblich 24 Stunden am Tag laufen. Ein wenig Erleichterung bringen nur die Stromausfälle, bei denen für einige Zeit eine »himmlische Ruhe« einkehrt. Was wir erleben, ist die moderne Form der Adivasi-Art, Weihnachten zu feiern. Für sie gehört zum Feiern das Trommeln

und Tanzen einfach dazu, sonst ist es kein Fest.

Wir haben das früher auch sehr genossen, wenn die Gemeinden sich nach den Gottesdiensten am Heiligen Abend und am ersten Feiertag trommelnd und tanzend auf dem Dorftanzplatz zusammenfanden. Die Gottesdienste sind gut besucht, und sie ziehen gerade auch in den Städten viele nichtchristliche Besucherinnen und Besucher an. Aber danach gehört es dazu, dass die ganze Gemeinde, vor

allem aber die Jugend, die Nächste hindurch singt und tanzt.

Auf den Dörfern trifft man sich zuerst noch in einem Zelt vor der Kirche und singt Weihnachtslieder, deren Reservoir fast unerschöpflich ist. Da sind zum einen die übersetzten Choräle, die mit Inbrunst gesungen werden, allen voran: »Stille Nacht«, aber auch die anderen klassischen Weihnachtslieder wie: »Vom Himmel hoch«, »Es ist ein Ros entsprungen«, »Herbei, o, Ihr Gläub'gen« und ganz

oben in der Beliebtheitsskala das »Gloria« von »Engel auf den Feldern sangen« samt den englischen »christmas carols«.

Dann kommen die »Bhajans« in den verschiedenen Sprachen und Dialekten: in Hindi, aber auch in den Volkssprachen Mundari, Kurukh und Kharia. Und schließlich kommen bei den Jugendlichen die modernen Melodien im Stil der Popmusik ganz besonders gut an. Letztere werden auf Musikkassetten angeboten und dann überall dort abgespielt, wo Lautsprecher aufzutreiben sind. Dazu braucht man in den Dörfern heute keinen Anschluss ans Stromnetz mehr. Anlagen mit Autobatterien und Generatoren sind überall zu mieten, und an Weihnachten scheuen die Gemeinden und Jugendlichen keinen Aufwand, um das Feiern so eindrücklich wie möglich zu machen.

Um noch einmal bei den traditionellen Feiern zu bleiben: Nach dem Tanz auf dem Dorfplatz die erste Nacht hindurch gibt es eine Ruhepause am frühen Morgen zum Waschen, Frühstück und Ankleiden vor dem Gottesdienst am 25. Dezember. Danach ziehen kleine Gruppen singend und tanzend von Haus zu Haus und bekommen überall »Arsa«, ein Weihnachtsgebäck aus gestampftem Reismehl und Sirup, und »Chilka Roti«, Reismehlfaden, die vor allem bei Festtagen zubereitet werden. Die werden dann in Blätterteller verpackt mitgenommen, bis die Runde bei der letzten Familie ankommt. Die hat für alle Tee zubereitet, und die ganze Gruppe setzt sich hin und genießt die gesammelten Köstlichkeiten.



Dies war und ist die Art, wie Adivasis ihre Feste feiern.

Ähnlich, nur mit anderen Liedern und Tänzen, geht es auch bei Hochzeiten, bei Jubiläen oder anderen Festen auf dem Dorf zu. Auch hier in Ranchi sind noch Reste davon zu beobachten: Während der Stromausfälle ziehen Jugendliche singend und tanzend von Haus zu Haus. Die Hausbewohner tanzen mit. Auch wir werden selbstverständlich mit in die Reihe aufgenommen. Ein junges Mädchen neben mir fragt mich, ob man in Deutschland an Weihnachten auch tanzt in der Gemeinde. Als ich ihr umständlich zu erklären versuche, dass man bei uns Weihnachten besinnlicher feiert, meint sie: »Ohne Trommeln, Singen und Tanzen ist das doch kein richtig fröhliches Fest!«

Traditionell gab es hier zur Adventszeit weder Adventskranz noch Kerzen, Tannenzweige, oder Weihnachtsgebäck. Adventszeit ist Bußzeit, wo auch keine Hochzeiten und fröhli-

chen Feiern stattfinden und üblicherweise kein Trommeln und Tanzen erlaubt war. In den letzten Jahren ist es aber in den Städten immer mehr üblich geworden, im Advent Weihnachtsfeiern (»Christmas Gatherings«) von Schulen und Institutionen abzuhalten, weil in den Weihnachtsferien Schüler, Studenten, aber auch Angestellte oft zu den Familien auf die Dörfer fahren.

Diese Weihnachtsfeiern im Advent haben in den letzten vier bis fünf Jahren so zugenommen, dass wir etwa ab dem 10. Dezember praktisch täglich zu einer solchen Feier eingeladen sind und überall die gleichen Gäste treffen.

Die Feiern verlaufen in dem hier typischen Rahmen jeder Veranstaltung. Man braucht einen »Chief Guest«, um der Sache die nötige Bedeutung zu geben, manchmal ist daneben noch ein Hauptredner vorgesehen, und dann braucht man Ehrengäste, die meist auf Stühlen



»in der ersten Reihe« oder an den Seiten sitzen, während die anderen auf Matten auf dem Boden Platz nehmen.

Zu Beginn gibt es stets ein Begrüßungslied – mit oder ohne Tanzgruppe –, dann werden die Hände der Gäste gewaschen, und sie bekommen Blumengirlanden umgehängt oder Blumensträuße überreicht. Erst dann beginnt das eigentliche Programm, zunächst mit einer weihnachtlichen Thematik, einer Ansprache und dem unvermeidlichen Krippenspiel, bei dem die Hindu-Studentinnen und -Studenten ebenso selbstverständlich mitmachen wie die Kirchenmitglieder. Inzwischen werden aber selbst bei den Krippenspielen in den Pausen zwischen den einzelnen Szenen noch Sketche eingeschoben.

Den zweiten Teil leitet dann meist der Auftritt von »Father Christmas« ein, der zu den Klängen von »Jingle Bells« hereinkommt und Bonbons in die Menge wirft ... Danach treten

Gesangs- oder Tanzgruppen auf, auch Solotänze und kleine Sketche werden gern aufgeführt. Das Ganze ist eine Mischung von indischer, deutscher und amerikanischer Tradition. Christmas, Weihnachten – das heißt: »Fröhlich sein!«

Den deutschen Purismus, der zu Advent und Weihnachten nur für Besinnlichkeit und Feierlichkeit Platz lässt, gibt es hier nicht. »Fun and Frolic!«: So heißt es in den Zeitungsberichten oft. »Spaß und Herumhüpfen!« fanden wir dazu im Wörterbuch. Uns ist dabei oft so seltsam zumute wie bei den Weihnachtsdekorationen, die uns wie eine Mischung von Weihnachten und Karneval vorkommen. Aber das hindert niemanden daran, am Ende mit einer Andacht oder zumindest einem Schlussgebet die Feier zu beschließen. Den Abschluss bildet eine »Priti Bhodsch«, ein Liebesmahl, ein Festessen, zu dem alle eingeladen sind.

Zu dieser Mischung aus Feierlichkeit und Frohsinn passen

Studentinnen basteln Weihnachtssterne und führen ein Krippenspiel auf. Aber zum Fest gehören auch laute Musik und grellbunter Schmuck. Beim Gouverneur geht 's amerikanisch zu: Auf seinem Weihnachtsempfang wird eine Torte angeschnitten – und gleich gekostet.

auch die geschmückten Kirchen, mit ausgeschnittenen Papiergirlanden, Sternen, aber auch Glitzerketten, Luftschlangen und Luftballons. Und die Christbäume sind so stark mit Lametta, Silber- und Goldschlangen, Riesen-Weihnachtskarten und Ballons behängt, dass man darunter den Mangobaum nicht mehr erkennt.

Tagelang arbeiten die Jugendlichen in Ranchi am Schmuck



der Kirche und des gesamten Kirchengeländes und sammeln Geld dafür bei den Familien, bis dann an Weihnachten die Lautsprecher an allen Ecken und Enden tönen ...

Ursula und Dieter Hecker

Den Traum vom Frieden bewahren

Nepal hofft auf eine Zukunft in mehr Gerechtigkeit

Es war ein großartiges Gefühl bei meinem jüngsten Besuch in Nepal: Schon im Straßenbild war die Veränderung der Lage sichtbar, kein Militär, keine Straßensperren und kaum Polizei, und die nur vereinzelt mit Schlagstöcken. Die Menschen insgesamt strahlen Zuversicht aus, fallen auf durch einen aufrechten Gang. »Auf keinen Fall darf es wieder Krieg und Gewalt geben«, ist von vielen zu hören.

Viel hat sich verändert in Nepal im Laufe dieses Jahres. Nach zehn Jahren Bürgerkrieg scheint der Frieden greifbar nahe zu sein. Wir erinnern uns an die Tage im April: Nach tagelangen gewaltfreien Protesten sowohl der Allianz der sieben Parteien (SPA) als auch der Maoistischen Partei, ging die Polizei zu Prügelattacken über. Doch der König musste schließlich einlenken: Er setzte – wie

schon lange gefordert – das Parlament (House of Representatives) wieder in seine Rechte ein. Es folgten die Siegesfeiern von Hunderttausenden, vielleicht Millionen Menschen auf den Straßen, an deren Bildern wir uns erfreut haben.

Dieser Veränderung von absolutistischer Monarchie zu repräsentativer Demokratie folgten schnelle Reformen. Armee und König wurden der Kontrol-

le der Verfassungsorgane unterstellt, die Privilegien des Königs drastisch beschnitten, der Staat zur säkularen Demokratie mit Religionsfreiheit erklärt.

Zurzeit laufen die Friedensverhandlungen zwischen Regierung und Maoisten. Der Terrorismusvorwurf gegen die Maoisten wurde aufgehoben, über die Modalitäten und den Inhalt einer neuen Verfassung wird beraten. Auch wurde ein nationales Komitee zur Überwachung der Friedensvereinbarungen berufen, und die UNO ist von den Verhandlungspartnern gebeten, die Entwaffnung und die Wahlen zur Verfassung zu beobachten.

Aber noch ist längst nicht alles ausgestanden. Die ausländische Einmischung wird von den meisten Nepali als größte Gefahr angesehen. Die mühsam gewonnene Allianz zwischen den sieben Parteien und den Maoisten könnte durch falsche Beratung und falsche Versprechen in Gefahr geraten. Der neue US Botschafter in Kathmandu hat mit seiner Rede am 28. Juni viel Verunsicherung bewirkt. Er verspricht darin zusätzliche zwölf Millionen Dollar, von denen aber die Maoisten und die unter ihrer Verwaltung stehenden Gebiete nichts abbe-



Die politische Situation in Nepal war zentrales Thema der Nepal-Tagung, zu der Gossner Mission und das Nepalteam der Michaelisgemeinde Hamburg gemeinsam im September eingeladen hatten. Rund 50 Teilnehmer/innen fanden den Weg nach Hamburg.

kommen sollen. Darüber hinaus wollen die Amerikaner, so der Botschafter, neue Konfliktmanagement- und Menschenrechtsinitiativen fördern und finanzieren, von denen viele annehmen, dass sie die Konfrontation schüren sollen.

Die Reaktion darauf war, dass am folgenden Tag die Armee wieder mit vollem Waffenarsenal auf den Straßen patrouillierte und Lastwagen mit Truppentransporten zu sehen waren.

Hauptproblem zurzeit ist, dass die feudalistische Ordnung und das Kastensystem weiter bestehen. Die Machtstrukturen und der Verwaltungsapparat sind noch immer in den Händen der alten Eliten. Dagegen sind die marginalisierten ethnischen und religiösen Minderheiten sowie die Dalits und die Frauen kaum in den Machtstrukturen präsent. Die Mehrheit des Volkes leidet noch immer Hunger und Armut. Diese Probleme werden in Reden

Tausende Vertriebene sind tief traumatisiert und leben unter ärmlichen Bedingungen. Bislang wurde dem Prozess der Versöhnung noch zu wenig Aufmerksamkeit geschenkt.

benannt, Lösungen sind aber im politischen Prozess bisher nicht umgesetzt.

Daneben gibt es Tausende Vertriebene – Opfer des zehnjährigen Bürgerkrieges, besonders Kinder und Jugendliche –, die unter ärmlichen Bedingungen leben und häufig tief traumatisiert sind. Bislang wurde dem Prozess der Versöhnung,



Vertrieben und traumatisiert: Vor allem Kinder und Jugendliche leiden unter den Folgen des Bürgerkriegs.

dem Heilen der Wunden zu wenig Aufmerksamkeit geschenkt.

Sicher wird man nicht alle Probleme auf einmal lösen können, doch es gilt, Prioritäten zu setzen und den Friedensprozess unumkehrbar zu machen. Aber die anderen Fragen dürfen nicht vergessen werden, die Träume und Hoffnungen nicht untergehen in der Alltagspolitik.

Die Hoffnung auf Veränderung der Gesellschaft war die Triebkraft in den Jahren des Kampfes: die Sehnsucht nach einer integrativen und partizipatorischen Gesellschaft mit mehr Gerechtigkeit. Neben der Arbeit an neuen Strukturen und einer neuen Verfassung müssen die Menschen, die über Jahrhunderte Unterdrückung verinner-

licht haben, befähigt werden, ihr Leben und ihre Gesellschaft selbst in die Hand zu nehmen.

Hier kommen wir ins Spiel: Unsere Solidarität soll dazu beitragen, dass das Volk von Nepal ohne Einmischung von außen sich auf einen neuen gemeinschaftlichen und gerechteren Weg machen kann. Und unsere Projekte der Partnerschaft sollen mithelfen, Versöhnung und Gemeinschaft zu stärken und Menschen zu befähigen (»Empowerment«), sich einzuüben in die demokratische Verantwortung ihres Gemeinwesens.

**Bernd Krause,
Asienreferent**

Grau wie Stein

Abholzung und Wassernot: Nachhaltiges Wirtschaften wichtig

Vor rund dreißig Jahren war die Region Naluyanda eine bewaldete Landschaft. Heute ist sie das längst nicht mehr. Während der Trockenzeit bestimmen nur einzelne grüne Flächen und Punkte das Bild. Der größte Teil der Landschaft ist gelb wie der Sandboden und steingrau wie die niedrigen Hölzer, der trockene Boden und die immer zahlreicher werdenden Steinbrüche.

Naluyanda – das ist ein rund 300 Quadratkilometer großes Gebiet im Distrikt Chibombo, im Norden der Hauptstadt Lusaka gelegen. Wie in vielen Regionen Afrikas ist Holz hier ein beliebtes Brennmaterial. Die Region hat aber nicht nur Brennholz für den Eigenbedarf der Bevölkerung geliefert.

In der Nähe Lusakas war es aus wirtschaftlichen Gründen attraktiv, Bäume abzuschlagen, Brennholz zu sammeln, zu Koks weiterzuverarbeiten und zu verkaufen. Die nahe Hauptstadt war dafür ein guter Markt. An manchen Stellen wird noch heute Holz weiterverarbeitet, das dann

als Brennmaterial an einer der großen Verkehrsstraßen nach Lusaka verkauft wird. Das ist der wesentliche Grund für die kritische Situation heute.

Das Leben der Menschen ist in Gefahr, wenn diese Abholzung nicht gestoppt wird und eine nachhaltige Aufforstung beginnt. Mitglieder des »Naluyanda Advisory Board«, unsere Mitarbeiter vor Ort, Brigitte und Peter Röhrig, sowie ein Mitarbeiter des Deutschen Entwicklungsdienstes (ded) haben eine genauere Analyse durchgeführt. Ihr Fazit: »Die Boden zerstörenden Prozesse müssen sofort gestoppt werden!«

So hat nun eine Öffentlichkeitskampagne begonnen, die von allen Komitees des »Naluyanda Integrated Project« getragen wird. Dazu gehören auch die Planung und Durchführung von Wiederaufforstungsmaßnahmen.

Integriert in diese Kampagne und in die Aktionen sind nicht zuletzt die Vorschulen und Lehrer. Zu ihren Aktivitäten gehört die Pflanzung einzelner Baumsetzlinge als Vorbereitung einer Pflanzaktion, die an möglichst vielen Stellen beginnen und anknüpfen soll. Einzelne Farmen in der Region haben einen Baumbestand. Daran lässt sich anknüpfen. Die Bodenqualität ist



Mit einer großangelegten Kampagne und vielen Plakaten, die die Folgen des Abholzens deutlich machen, sollen die Menschen sensibilisiert werden.

Links: Kahl und grau ist die Landschaft, soweit das Auge reicht. Trotz der neuen Brunnen, die die Gossner Mission mit Hilfe zahlreicher Spenden finanzieren konnte, müssen viele Menschen noch immer weite Wege zum nächsten Brunnen zurücklegen.

an einigen Stellen sehr gut. Bei entschiedenem Handeln sind die Aussichten nicht schlecht.

Neben der Abholzung ist das größte Problem die ungenügende Wasserversorgung. In der gesamten Region gibt es nur einen einzigen Fluss, der während des ganzen Jahres Wasser führt. Der Tschunga-River ist allerdings so sehr verseucht von Abwässern aus einem Vorstadtviertel Lusakas und einzelnen Industriebetrieben, dass er sich aufgrund seiner schlechten Wasserqualität nicht einmal zur Bewässerung der Felder eignet.

Trotzdem nutzen ihn die Bewohner des Tales, da sie keine anderen Möglichkeiten haben. Auch eine Untersuchung mit eindeutig negativen Ergebnissen und die Informationen darüber, wie schädlich das Flusswasser ist, haben daran bisher nichts

geändert. Es fehlen schlicht die Alternativen. Alte Brunnen, verschiedene neue Bohrlöcher, mit den Spenden aus Deutschland finanziert, und kleine Flüsse, die während einiger Monate Wasser führen: All das ist noch zu wenig, um für alle Bewohner der Region die Wasserversorgung rund ums Jahr sicherstellen zu können und noch genug Wasser für Felder und Tiere zu liefern.

Nun wird es auch darauf ankommen, ob die Regierung die Herausforderung erkennt und sich an der Verbesserung der Wasserversorgung beteiligt. Obwohl das Gebiet sehr nahe an der Hauptstadt liegt, profitiert es bisher nicht von dieser Nähe – eher im Gegenteil. Seit kurzem ist bekannt geworden, dass an einigen Stellen des Gebiets ungenehmigte und ausge-

dehnte Müllentsorgung stattfindet. Inzwischen formiert sich dagegen ein heftiger und unterschiedlicher Widerstand.

Es kommt nun darauf an, die Verkokung ganz zu stoppen, andere Einkommen zu erschließen, den Zugang zum Wasser noch weiter zu verbessern und an einzelnen Stellen mit Maßnahmen zu beginnen, die eine weitere Bodenzerstörung verhindern. Öffentlichkeitskampagne, Information und Anbau von Pflanzensetzlingen sind erst der Anfang.

**Udo Thorn,
Sambia-Referent**

Gemeinsam gegen den Hunger

Gossner Mission seit 35 Jahren im Gwembetal aktiv

Wir werden oft gefragt, was macht Ihr eigentlich seit 35 Jahren im Gwembetal? Ganz einfach, wir versuchen gemeinsam mit allen Beteiligten die Lebenssituation der durch den Bau des Kariba-Stausees vertriebenen Menschen zu verbessern, ihnen im wahrsten Sinne des Wortes wieder Boden unter die Füße zu geben.

Wer in diesen Tagen durch Sambias Hauptstadt Lusaka fährt, denkt unwillkürlich, potz blitz, das muss ein reiches Land sein, denn auf Schritt und Tritt begegnen einem die neuesten Modelle der europäischen bzw. deutschen Automobilindustrie, gefahren von (meistens) dickbäuchigen Männern, selten Frauen, mit goldenen Uhren am Handgelenk.

Wer sich jedoch von den vier geteerten Hauptverkehrsstraßen, die aus allen vier Himmelsrichtungen auf die Hauptstadt Lusaka zulaufen, wegbewegt und nur 500 Meter querfeldein fährt, sieht sich mit der harten Wirklichkeit des Großteils der sambischen Bevölkerung konfrontiert, die in Lehmhütten, ohne Strom, ohne unmittelbaren Zugang zu Wasser und ohne gesundheitliche Versorgung versucht, ihre Kinder zur Schule zu schicken und wenigstens einmal am Tag eine einfache warme Mahlzeit auf den Tisch zu bringen.

Das Gwembetal liegt zwar etwas weiter als 500 Meter von der großen Straße nach Süden (Great South Road) ab, aber die Situation stellt sich dort ähnlich dar, obwohl es seit einigen Jahren immerhin Elektrizität in Nkandabbwe gibt.

In Folge des ganzheitlichen Ansatzes und als christliches Zeugnis wurde das Gwembe-Projekt Anfang der 70er Jahre ins Leben gerufen und schon damals als ein Instrument gesehen, das eine langfristige Perspektive für die Menschen in diesem Raum ins Auge fasst, unter Berücksich-

werden. So versucht das Projekt, die direkt Betroffenen nicht nur in der Durchführung sondern auch in der Planungsphase mit einzubeziehen.

Seit ca. zehn Jahren läuft das von der englischen Organisation »Christian Aid« (vergleichbar mit »Brot für die Welt«) finanzi-



Die Ernte verdorrt: Mehr als andere Regionen Sambias leidet das Gwembetal unter Hitze und Dürre.

tigung der natürlichen Ressourcen. Die langjährige Erfahrung hat gezeigt, dass dies nur möglich ist, wenn die Arbeits- und Aktionseinheiten vergleichsweise klein sind und so wenig wie möglich auf Maschinen gestützte Arbeiten durchgeführt

ell mitgeförderte Damm- und Weiherbauprogramm, das im Laufe der Jahre viele Haushalte in diesem abgelegenen Landstrich (fast) ganzjährig mit Wasser versorgt hat. Zudem liefern die an den Ufern angelegten Gärten (»wetland farming«) das not-



oft die größte Last zu tragen haben. Immer mehr Frauen müssen (als Folge der HIV/Aids-Pandemie) ihre Familie allein ernähren; aber auch sonst sind es die Frauen, die das Wasser holen müssen und die den Großteil der Feldarbeit verrichten. So ist es wichtig, sie weiter zu stärken und die Frauen-

gruppen untereinander zu vernetzen.

Aufgaben im Gwembetal gibt es also genug – auch für weitere Jahre.

Alice Strittmatter,
Mitarbeiterin
Sambia-Referat

wendige Gemüse für die Menschen und erinnern an die Zeiten vor dem Stauseebau, als die Ufer des Sambesi ebenfalls für diesen Zweck genutzt wurden.

Als 1994 die Projektkomponente »Nachhaltige Landwirtschaft« eingeführt wurde, war dies etwas längst Überfälliges, obwohl im Grunde genommen auf viel Altes und Bewährtes zurückgegriffen wurde. Das Herzstück dieser Aktivitäten sind die mittlerweile ehrenamtlich arbeitenden 26 landwirtschaftlichen Beraterinnen und Berater, die unermüdlich auf den Feldern unterwegs sind, um gemeinsam mit den Bauern herauszufinden, wie die Ernten verbessert werden können, wie der Bodenerosion Einhalt geboten wird und wie die in diesem Gebiet reichlich vorhandenen Ziegen gesund gehalten werden können.

Als im letzten Jahr das Gwembetal wieder einmal von einer Dürre betroffen war, gelang mit Hilfe dieser Berater/innen die schnelle Bepflanzung von feuchten Auen in Muzyio, Malima, Mweemba und Mweezya. 174 Bauern waren an diesem erfolgreichen Programm beteiligt, das unzählige Menschen vor dem Hungern bewahrte.

In allen diesen Projektaktivitäten sind es die Frauen, die

Kalomo spart weiter....

Erinnern Sie sich noch an Kalomo? An das Dorf in Sambia, das eine ganze Schule selbst aus dem Boden gestampft hat? Nur für das Dach hat das Geld nicht mehr gereicht ... In unserer Mai-Ausgabe haben wir Sie daher um Mithilfe gebeten.

Die Menschen in Kalomo sparen fleißig, aber ein Dachbalken kostet eben mehr als ein Ziegelstein, der aus Lehm selbst gebrannt werden kann. Auch wenn es einen kurzen Balken schon für 6 Euro gibt, so summieren sich die nötigen 220 Balken doch zu fast 1300 Euro. Gedeckt wird mit Dachplatten aus Eisen – und die kosten insgesamt fast 2100 Euro. Hinzu kommen 300 Euro für Nägel, Draht und Farbe.

Wenn also zwar das Dach für ein dreiklassiges Schulgebäude in Sambia sehr viel preiswerter als in Deutschland ist, so sind 3700

Euro für die ländliche Gemeinde Kalomo eine gewaltige Summe. Arbeitslohn ist dabei nicht berücksichtigt, denn die Arbeit geschieht in Eigenleistung der Eltern. Auch Fenster und Türen fehlen noch: Die kosten etwa noch mal so viel. Sambische Behörden helfen zwar mit Lehrmitteln, aber erst dann, wenn das Schulgebäude steht ...

Um so mehr freuen sich die Menschen aus Kalomo, dass sie mit Spenden aus Deutschland unterstützt werden: rund 970 Euro sind bis Ende September für Kalomo bei uns eingegangen. Ein wichtiger Beitrag, mit dem die Kinder aus Kalomo ihrem Ziel, endlich eine richtige Schule zu haben, ein großes Stück näher gerückt sind.

Wie es in Kalomo weitergeht? Darüber werden wir Sie natürlich informieren.



»Runder Tisch« will helfen

Emden: Gemeinsam Situation arbeitsloser Menschen verbessern

»Es geht darum, die Situation arbeitsloser und verarmter Menschen zu verbessern und zu diesem Zweck möglichst viele Initiativen, Gruppen und Organisationen in einen Beratungs- und Aktionszusammenhang zu bringen«, betonte Superintendent Dr. Friedhelm Voges in seiner Eröffnungsansprache zum ersten »Runden Tisch Soziale Verantwortung« in Emden.

Im September wurde im Gemeindehaus der Emdener Johanneskirche der »Runde Tisch Soziale Verantwortung« gegründet. Dazu eingeladen hatten der Emdener

Die Probleme liegen auch in Emden auf der Hand, wie insbesondere in den Erfahrungsberichten von Betroffenen und aus der Arbeit von Gruppen hervorging. Die Klagen reichen von nach wie vor oft fehlerhaften oder schlicht falschen Bescheiden über die Höhe der bewilligten Leistungen bis hin zum Unmut über empfundene Kränkungen und Fehlverhalten im Umgang mit den Betroffenen in den Amtsstuben und Fluren des Job-Centers.

Gruppen und Organisationen, die sich als Fürsprecher der Betroffenen betätigen, sehen sich in der örtlichen Arbeitsverwaltung (ARGE) einer Organisa-

tion gegenüber, deren Regeln nicht transparent und deren Entscheidungen daher in vielen Fällen nicht nachvollziehbar sind.

Dass die Veranstaltung von mehr als 25 Vertreterinnen und Vertretern örtlicher Gruppen und Organisationen besucht wurde, zeigt, wie wichtig Beratungen und die Entwicklung einer gemeinsamen Strategie sind. Als

nächste Schritte des »Runden Tisches Soziale Verantwortung« wurden u. a. der Aufbau einer unabhängigen Beratung für Betroffene beschlossen, die die verstreut arbeitenden einzelnen Initiativen koordinieren soll. Im Verhältnis zur Arbeitsagentur strebt der »Runde Tisch« die Einrichtung einer Clearing-Stelle zwischen den Gruppen und Initiativen auf der einen, der örtlichen Arbeitsverwaltung auf der anderen Seite an, um eine gerechte Teilhabe der Betroffenen an den Entscheidungen zu erreichen.

Die Diskussion zeigte darüber hinaus Klärungsbedarf untereinander in strittigen Fragen wie z. B. der Einschätzung der sogenannten »Mehraufwandsentschädigungen«, besser bekannt als »Ein-Euro-Jobs«, deren breit gestreuter Einsatz auch in Emden von Betroffenen und Vertretern von Organisationen zum Teil sehr unterschiedlich gewertet wird.

Michael Sturm,
Referent Gesellschafts-
bezogene Dienste

Hohe Arbeitslosenzahlen auch in Emden: Der »Runde Tisch«, der sich bereits zum zweiten Mal traf, will die Situation arbeitsloser Menschen verbessern.

Superintendent, der Vorsitzende des örtlichen DGB (Deutscher Gewerkschaftsbund), Horst Götze, und der Vorsitzende der Arbeiterwohlfahrt, Willi Grix. Die Gossner Mission steht über die Johanneskirche und deren Arbeitslosentreff »Nebenan« in engem Kontakt mit den dargestellten Entwicklungen und begleitet den Prozess der sozialen Netzwerkbildung in Emden.

... die im Dunkeln sieht man nicht

Gegen die Ausgrenzung von Wanderarbeitern

Ein Schwerpunkt der Gossner-Arbeit ist die Arbeit gegen Ausgrenzung und die Stärkung derer, die von Ausgrenzung betroffen oder bedroht sind. Neben den verschiedenen Projekten in Übersee hat auch die Arbeit in Deutschland einen solchen Schwerpunkt.

Zur Arbeit gegen Ausgrenzung gehört nicht zuletzt auch die Verbesserung des rechtlichen Schutzes für Menschen, denen die elementaren Menschenrechte nicht sicher sind. Dazu gehören auch die Menschen, die sich ohne geregelten Aufenthaltsstatus oder als Illegale in Deutschland aufhalten.

Das Diakonische Werk schätzt die Zahl der Illegalen in Deutschland auf 500.000 bis zu einer Million. Die Tendenz zeigt nach oben. Viele von ihnen sind Arbeitsmigranten.

Gegenüber Wanderarbeitnehmern werden fundamentale Menschenrechte verletzt oder missachtet. Das ist insbesondere dann der Fall, wenn sie sich »unerlaubt« im Lande aufhalten. Gegen diese Praxis wendet sich die »UN-Konvention zum Schutz der Rechte aller Wanderarbeitnehmer und ihrer Familienangehörigen«. Die UN-Konvention wurde in der Überzeugung geschaffen, dass es notwendig sei, grundlegende Rechte von Wanderarbeiter/innen sowie ihren Familienangehörigen zu bestimmen, ihre Beachtung zu überwachen und dafür zu sorgen, dass sie durchgesetzt werden.

In Deutschland ist die UN-Konvention weitgehend unbe-

kannt geblieben. Sie ist seit 2003 offiziell in Kraft, nachdem sie mehr als zwanzig, vorwiegend Herkunfts- oder Entsendestaaten der weltweiten Arbeitsmigration ratifiziert haben. Die Bundesrepublik hat sie bisher nicht ratifiziert. Vor diesem Hintergrund hat sich eine gemeinsame Anstrengung formiert, die gegenüber dem Petitionsausschuss des Bundestages auf die Ratifizierung der Konvention dringt.

Als Mitglied im Ausschuss »Globalisierung und Gerechtigkeit« haben wir mit dem Bundesverband des Kirchlichen Dienstes in der Arbeitswelt (KDA) eine Tagung in Berlin durchgeführt, die das Ziel hatte, zur rechtlichen Stärkung von Wanderarbeitnehmern und Menschen ohne Papiere beizutragen.

Während der Tagung gab es Gespräche mit dem Bundestagsinnenausschuss und mit Vertretern einzelner Fraktionen. Unsere Forderungen richteten sich darauf, die allgemein geltenden Arbeitsbedingungen und -rechte sicherzustellen ebenso wie das Recht auf ärztliche Versorgung, allen Neugeborenen ein Recht auf einen Namen und Registrierung zu gestatten und Kindern den Zugang

zu Bildungseinrichtungen und Schulen nicht zu versagen. Die uneigennützig Hilfe für solche Menschen müsse straffrei gestellt werden.

Aber nicht nur auf der Politikebene haben Gespräche stattgefunden. Besonders wichtig war eine Beratung mit dem europäischen Verband der Wanderarbeiter. Es ist deutlich geworden, dass Kirchengemeinden eine wirkungsvolle Arbeit leisten können, insbesondere wenn es darum geht, diese Menschen vor Ort überhaupt erst wahrzunehmen und in ihrer besonderen Situation und den damit verbundenen Problemen und Schwierigkeiten zu erkennen.



Mehr Informationen zum

Thema:

www.kirche-im-stadtteil.de
www.grundrechtekomitee.de/files/articles/asyl_petition.pdf

Udo Thorn,
 Referent Gesellschafts-
 bezogene Dienste

Gegängelt von der Bürokratie

Bei Workshop in Wolgograd tauschten Teilnehmer/innen Erfahrungen aus

Wie geht man mit Machtorganen um? Wie begegnet man der allgegenwärtigen Bürokratie? Fragen, die im Mittelpunkt eines Workshops in Wolgograd standen.

Zum Workshop »Soziale Netzwerkarbeit – Community Organising« in Wolgograd hatten Gossner Mission und »Club UNESCO – Die Würde des Kindes« gemeinsam eingeladen. Dem Aufruf folgten Vertreterinnen von fünfundzwanzig lokalen Nichtregierungsorganisationen (NGO), mehrheitlich mit mehr oder weniger engem Bezug zu kirchlichen Einrichtungen. Dass lediglich eine männliche Person den Weg ins Tagungszentrum im Woroschilowski-Bezirk fand, wirft dagegen ein bezeichnendes Licht auf die russischen Verhältnisse: Soziales Engagement ist Sache von Frauen, Männer kümmern sich ums »Bisnez« oder bleiben schlicht zuhause.

Umso ernsthafter das Bemühen der Teilnehmer/innen, ausgehend von Beschreibungen und Analysen der konkreten Situation Elemente einer Strategie für eine wirksame Interessenvertretung armer und benachteiligter Gruppen in Wolgograd zu entwickeln. Mehr noch als in vergleichbaren Situationen in anderen Ländern stand dabei in Wolgograd die Machtfrage im Zentrum.

Die Behinderungen der Zivilgesellschaft durch die Bürokratie, manifestiert zuletzt im neuen Gesetz über die Arbeit von NGO

in Russland, wird dokumentiert auch in den täglichen Schwierigkeiten und Behinderungen seitens lokaler Behörden und Verwaltungen.

Wie man mit der Macht, den Machtorganen, in einen Dialog kommt – da wurde von negativen wie von positiven Erfahrungen berichtet: mit Gängelung, Behinderung, aber auch mit unfruchtbarer Verweigerung auf der anderen Seite. Wie begegnen wir den alltäglichen Zumutungen kleinerer oder größerer Bürokraten, und wie erreichen wir Anerkennung für unsere Arbeit und für die Menschen, die wir vertreten? In der Bewertung der Fragebögen, die Irina Malowitschko vom Club UNESCO nach dem Ende des Workshops vornahm, nehmen diese Fragen den breitesten Raum ein.

Machtfragen spielen jedoch auch eine wichtige Rolle in den Gruppen und Netzwerken selbst. In Russland nicht anders als anderswo ist die Konkurrenz um knappe und knappste Ressourcen sehr verbreitet. Es ist das Verdienst von »Club UNESCO«, in wenigen Jahren eine Vertrauensbasis der beteiligten Gruppen geschaffen zu haben, die gegenseitige Konsultationen ebenso umfasst wie gemeinsame Workshops und Seminare,



Hahn im Korb: Michael Sturm (Mitte) In Russland ist soziales Engagement

in denen die Aktiven sich besser kennen lernen und vor allem, wie mehrere Teilnehmerinnen betonten, »lernen, sich gegenseitig zuzuhören!«

Die während unseres Workshops erprobte Methode des Story-Tellings, die auf kanadischen Erfahrungen fußt, wurde von allen Teilnehmerinnen sehr begrüßt. Alle stimmten am Ende darin überein, dass nur durch die Entwicklung guter Beziehungen untereinander Konkurrenz vermindert und gemeinsame Aktionen und Strategien erfolgreich umgesetzt werden können.

Das Workshop-Programm der Gossner Mission ist ein wichtiger



beim Workshop in Wolgograd.
Sache der Frauen.

Beitrag zur Entwicklung des europäischen Netzwerks von »Urban and Rural Mission« im Weltrat der Kirchen (ÖRK). Drei Vertreterinnen aus Wolgograd werden im Juni 2007 an einem europäischen Training des URM-Netzwerks in Berlin teilnehmen.

Michael Sturm

Tiefe Trauer um Eckhard Schülzgen

Die Gossner Mission in der DDR mitgeprägt

Wenige Tage vor seinem 72. Geburtstag erlag in der Nacht zum 28. Oktober der frühere Leiter der Gossner Mission in der DDR, Eckhard Schülzgen, seiner schweren Krankheit. Mitarbeitende, Kuratorinnen und Kuratoren sowie Gossner-Freunde in ganz Deutschland trauern mit der Familie um einen Freund, der der Gossner Mission bis zuletzt ein wertvoller und von allen hoch geschätzter Ratgeber und Begleiter war.



Geboren am 4. November 1934 in Dahme, kam Schülzgen 1953 zum Theologie-Studium an die Humboldt-Universität Berlin und fand hier bald den Weg zur Gossner Mission. So war er als Student bei der Wohnwagenarbeit in der Niederlausitz dabei, wo die Gossner Mission Gemeindeaufbau betrieb, aber wo sie sich auch an anderen Arbeiten, etwa bei der Ernte, beteiligte. Nach diesen ersten Versuchen, theologische Einsichten in den Alltag der Menschen zu bringen, folgte ein weiterer: Im Rahmen des von der Gossner Mission initiierten »Pfarrer-Gruppendienstes in der Industrie« ging der junge Theologe damals mit drei anderen Pfarrern 1958 nach Schwarze Pumpe, wurde aber schon im März 1959 auf Betreiben der Stasi aus dem Betrieb ausgewiesen.

Es folgte ein Jahr als Hilfsarbeiter in einer Baubrigade, bevor er zum Predigerseminar Brandenburg kam und später ins Gruppenpfarramt Berlin-Grünau. Von 1979 bis 1986 war Eckhard Schülzgen als Nachfolger Bruno Schottstädts Leiter der Gossner Mission in der DDR, die er auch vorher bereits entscheidend mitgeprägt hatte. In der Zeit bis 1986 setzte er dann weitere Schwerpunkte: Wichtig war ihm weiterhin die Grenzüberschreitung von der Kirche in die Welt, die Hinwendung zu den Menschen in ihrem Alltag. So beteiligte sich die Gossner Mission an der Bildung von Gemeinden in den Neubaugebieten und neuen Städten der DDR.

Seine berufliche Laufbahn beendete Eckhard Schülzgen als Ökumenereferent der Kirche von Berlin-Brandenburg. Auch nach seiner Pensionierung blieb er der Gossner Mission und ihrer Arbeit eng verbunden. Das Mitgefühl der Gossner-Mitarbeitenden und -Freunden gilt der Familie Eckhard Schülzgens.

Eine ausführliche Würdigung des Lebenswerkes Eckhard Schülzgens ist für die nächste Ausgabe der »Gossner Mission Information« geplant.

Die Weichen neu stellen

Ulrich Schöntube zum Direktor gewählt

Die Gossner Mission hat einen neuen Direktor: Pfarrer Dr. Ulrich Schöntube, seit 2004 Kuratoriumsmitglied und Vorsitzender des Sambia-Ausschusses. Mit überwältigender Mehrheit wurde er vom Kuratorium der Gossner Mission gewählt. Im Januar 2007 wird er sein Amt antreten. Aber eigentlich ist er schon mitten drin...

? Am Wochenende hast du deinen 33. Geburtstag gefeiert und wurdest zum Direktor der Gossner Mission gewählt – möglicherweise zum jüngsten, den wir je hatten. Wie fühlst du dich wenige Tage nach der Wahl?

Dr. Ulrich Schöntube: Zwei Nächte lang habe ich ziemlich schlecht geschlafen und mich gefragt, ob meine Entscheidung, mich zur Wahl zu stellen, wohl die richtige war. Bislang habe ich wenig Erfahrung in Leitungsfunktionen sammeln können. Und außerdem befindet sich die Gossner Mission in einem Prozess der Umstrukturierung. Wichtige, zukunftsweisende Entscheidungen stehen in naher Zukunft an, denen ich mich gemeinsam mit dem Verwaltungsausschuss und dem Kuratorium widmen werde. Gerade jetzt ist das Amt des Direktors also mit besonderer Verantwortung verknüpft. Aber das macht auch den Reiz der Aufgabe aus. Und so sehe ich dem Januar schon sehr gespannt entgegen.

? Die Planungen für deinen Amtsantritt haben jetzt im Oktober begonnen. Die ersten Termine, die ersten Gespräche stehen an ... Aber

du hast ja noch eine Aufgabe in der Gemeinde Berlin-Weißensee, wo du seit Frühjahr als Gemeindepfarrer tätig bist. Außerdem gibst du Religionsunterricht an der Grundschule.

Dr. Ulrich Schöntube: In der Tat habe ich bis zum Jahresende einen vollen Terminkalender, zumal in der Adventszeit in der Gemeinde zahlreiche Veranstaltungen anstehen. Diese möchte ich auch noch wahrnehmen, so dass ich erst im Januar mein Amt bei der Gossner Mission antreten kann. Zum Jahresende werde ich den Religionsunterricht an der Grundschule aufgeben, in der Gemeinde Weißensee jedoch weiterhin mitarbeiten. Ich fühle mich in der Gemeinde sehr wohl, und meine neue Aufgabe bei der Gossner Mission hat einen Stellenumfang von 50 Prozent. Einen Gemeindebezug will ich unbedingt aufrecht erhalten, um über die Tätigkeit als Direktor hinaus mit der kirchlichen Praxis verbunden – wenn man so will »geerdet« – zu sein.

? Woher kommt deine Verbindung zur Gossner Mission?

Dr. Ulrich Schöntube: Bis 2002 habe ich mich wenig mit dem

Thema Mission beschäftigt, gerade deshalb hatte ich mir für mein Spezialvikariat die Gossner Mission ausgesucht. Und die kam mir dann gleich sehr offen entgegen. An einem Freitagnachmittag rief ich von einem Münztelefon im Predigerseminar Wittenberg den damaligen Direktor Kraatz an, und der sagte nur: »Okay, Sie können sich überlegen, ob Sie nach Indien oder Sambia fahren wollen. Wir sehen uns am Montag im Büro.« – und legte gleich auf. Damit war das Gespräch beendet – zu meiner großen Überraschung, ich hatte vorher jede Menge Münzen in den Fernsprecher geworfen ... So bin ich dann mit einer Studienkollegin im Frühjahr 2002 für sechs Wochen nach Sambia gereist, um das Land, die Projekte der Gossner Mission und die Beziehungen zur United Church of Zambia kennen zu lernen und anschließend bei Gemeindebesuchen darüber zu berichten. Und ich war sehr beeindruckt von den Menschen in Sambia, den Projekten, dem Engagement ... Und auch von der Erkenntnis, dass viele Probleme, die uns heute hier bewegen – wie Globalisierung, Armutsbekämpfung - sich hier wie dort ganz ähnlich darstellen.

? Nach deiner Rückkehr und nach Abschluss des Vikariats hat dich die Gossner Mission nicht mehr losgelassen.

Dr. Ulrich Schöntube: Das kann man so sagen. Sowohl in Sambia selbst als auch bei den Gemeindefestbesuchen habe ich sehr viel gelernt, habe ich vor allem gelernt, was Partnerschaft, was

mit nach dem Weggang von Tobias Treseler die Weichen neu gestellt werden können - fühlte ich mich in die Pflicht genommen. Und zugleich habe ich natürlich auch die Herausforderung gesehen, der ich mich gern stellen möchte.

Du sprichst die schwierige Lage an. Das Kuratorium hat

Haushaltangelegenheiten auch wichtig, dass wir uns fragen, wo wir denn jetzt stehen, wo unser Proprium ist. In allen unseren Arbeitsgebieten ist das Engagement groß, aber wir müssen in Zukunft die verbindenden Elemente noch mehr betonen, müssen auch den geistlichen Kern unserer Arbeit noch mehr kommunizieren.



Ulrich Schöntube, zurzeit noch Gemeindepfarrer in Berlin-Weißensee, genießt schon mal die Aussicht aus der Büro-Etage der Gossner Mission: Im Januar 2007 wird er sein Amt als Direktor antreten.

Beteiligung bedeutet. Und so habe ich mich 2003 für das Kuratorium der Gossner Mission zur Wahl gestellt; bin anschließend auch zum Vorsitzenden des Sambia-Ausschusses gewählt worden. Allerdings – das will ich gern zugeben – habe ich mich dann zunächst auf meine Promotion konzentriert. Aber als ich nun vom Vorstand angesprochen wurde, in dieser schwierigen Lage der Gossner Mission für das Amt des Direktors zu kandidieren – auch, da-

? bestätigt, dass alle Arbeitsbereiche der Gossner Mission erhalten bleiben sollen, dass aber Umstrukturierungen unabdingbar sind. Für dich eine schwierige Situation?

Dr. Ulrich Schöntube: Die Lage war mir ja vor der Wahl bewusst. Wir haben viele intensive Gespräche geführt. Aber gerade in dieser Situation, in der die Landeskirchen ihre Zuwendungen zurückfahren, ist neben all den

? Verlassen wir die Gossner Mission. Du warst nicht nur in Sambia, du hast auch an Ausgrabungen in Israel teilgenommen, hast ein Blechbläser-Ensemble mitbegründet und an der Berliner Humboldt-Universität über Emporenmalerei des 16. bis 18. Jahrhunderts promoviert. Deine Interessengebiete liegen also nicht nur in Theologie und Mission?

Dr. Ulrich Schöntube: Nein, sicher nicht, aber vieles hängt damit zusammen. Über das Musizieren und den Posaunenchor habe ich ursprünglich zur Gemeinde und von dort zur Theologie gefunden. Und hier fand ich die systematische Theologie und die Kirchengeschichte in Verbindung mit Sachzeugen besonders faszinierend. Übrigens habe ich meine Frau auch übers Musizieren kennen gelernt. Zurzeit sind wir auf Wohnungssuche, denn wir erwarten im Februar unser erstes Kind. Einen Umbruch gibt es in meinem Leben also nicht nur beruflich, sondern auch privat ...

Mit Ulrich Schöntube sprach Jutta Klimmt.



Lily darf zur Schule gehen

Jahresthema 2006/2007: Kampf gegen Kinderarmut

Arbeiten statt spielen und lernen: Im indischen Bundesstaat Jharkhand wird jedes dritte Kind ohne Schule groß – und damit ohne jede Chance, jemals aus der Armut herauszufinden. Die Gossner Mission will helfen: Der Kampf gegen Kinderarmut ist unser Jahresthema 2006/2007.

Lilys Vater ist Rikschafahrer in Ranchi. Er hat nie gelernt zu lesen und zu schreiben. Natürlich kann er die Scheine zählen, die ihm seine Kunden in die Hand drücken. Also wozu sollen seine Kinder eine Schule besuchen? Die Schuluniform und die Bücher und die Schulmahlzeit: Das kann er sich sowieso nicht leisten. Und außerdem braucht er die Hilfe seiner Kinder, um die Familie über die Runden zu bringen ...

So hat Lilys Vater lange gedacht. Und so denken viele an-

dere Mütter und Väter in Jharkhand, die kaum wissen, wie sie ihre Familie ernähren sollen. Doch in der Stadt Ranchi gibt es Hoffnung für die Straßenkinder: Inmitten der Armenviertel sind Schulgebäude entstanden, klein und schlicht zwar, aber das spielt hier keine Rolle. Vor allem war viel Überzeugungsarbeit nötig – und finanzielle Unterstützung, um Kleidung, Lehrmittel und Schulmahlzeit für die Kinder bereitstellen zu können. Und die Eltern haben verstanden:

Schulbildung eröffnet neue Perspektiven – ihren Kindern und der gesamten Familie. Jetzt darf Lily zur Schule gehen.

Das ist ein Beispiel von vielen aus Indien, Nepal, Sambia und Europa, das zeigt, wie sich die Gossner Mission mit ihren Partnern vor Ort gegen Kinderarmut engagiert. Dabei ist es uns wichtig, dass stets die Familie, bzw. die Dorfbewohner in die Verantwortung mit einbezogen werden. Denn nur so kann die Hilfe nachhaltig sein.



»Lasset die Kinder zu mir kommen ...«: Unter dieses Motto haben wir unser Jahresprojekt 2006/2007 gestellt. Denn noch viele Straßenkinder hoffen auf eine Chance, wie sie Lily bekommen hat.

Wir bitten Sie: Helfen Sie mit. Setzen Sie ein Zeichen gegen Kinderarmut.



Unser Spendenkonto:
Gossner Mission
EDG Kiel, BLZ 210 602 37,
Konto 139 300.
Kennwort: Kindern Hoff-
schenken.

Bitte beachten Sie auch
den Spendenaufruf auf
der Rückseite.

Personen

Bernd Krause nun Ehrendoktor

Für sein langjähriges und kompetentes Engagement für die indische Gossner Kirche erhielt der Asienreferent der Gossner Mission, Pfarrer Bernd Krause, die Ehrendoktorwürde. Dem 61-jährigen wurde die Ehrung während seiner jüngsten Dienstreise nach Indien zuteil. Vorgeschlagen wurde Krause von Dr. Rajaratnam, dem Direktor des Gurkul Theologischen College in Chennai sowie vom Bischofskollegium der Gossner Kirche in Ranchi. Die Ehrung drückt Anerkennung und Dank aus für das stets engagierte Wirken des Asienreferenten, der sich um die



Partnerkirche der Gossner Mission und das indigene Volk der Adivasi verdient gemacht hat. Bernd Krause ist seit 29 Jahren Referent bei der Gossner Mission, zwölf davon als Leiter des Asienreferates. »Mit der Ehrenpromotion ist die engagierte und in hohem Maße qualifizierte Arbeit unseres Asienreferenten anerkannt worden«, so Pfr. Wolf-Dieter Schmelter, Vorsitzender des Indien-Ausschusses.

Herbert Seidel unvergessen

In diesem Jahr wäre er 100 Jahre alt geworden: der Berliner Maler Herbert Seidel, der der Gossner Mission in der DDR eng verbunden war. Seinen Werken begegnet man heute in vielen christlichen Häusern und Publikationen Europas, widmete er sich doch vor allem in seinen graphischen Kunstwerken gern biblischen Szenen. So blieb ihm die Anerkennung seiner Kunst in offiziellen Ausstellungen des Künstlerverbandes der DDR bis zu seinem Tod im Jahr 1974 verwehrt. Über seinen Freundeskreis, besonders auch durch Mitarbeiter der Gossner Mission, gelangten jedoch zahlreiche Seidel-Graphiken in alle Welt. Unvergessen in Gossner-Kreisen sind die Gestaltungs-Rüsten für Laien, die er in »Haus Rehoboth« in Buckow/Märkische Schweiz anbot.

Aus den Gemeinden

Ausstellung erinnert an Indien-Missionar Hahn

Ketzin. Mit einer Ausstellung erinnert die Gossner Mission an ihren Indien-Missionar Ferdinand Hahn (1846 – 1910), der in Indien hoch geachtet war: u. a. als Sprachforscher, Gründer von Lepros-Hospitälern und als Anwalt der Armen und Unterdrückten. Die Ausstellung, die von Dr. Klaus Roeber konzipiert wurde, ist bis zum 12. Januar in Hahns Heimatgemeinde Ketzin/Havel zu sehen, die ihren Sohn im



Oktober mit einem ganz besonderen Festtag ehrte. Nicht nur Gottesdienst und Ausstellungseröffnung im Kulturhaus gehörten dazu, sondern die Gemeinde benannte auch ihr Gemeindehaus in »Ferdinand-Hahn-Haus« um. Zu den Gästen des Festtages gehörte u. a. auch eine Enkelin des Missionars, die von Pfarrer Zastrow einen Stein überreicht bekam, der dort »ausgegraben« wurde, wo früher das Heimathaus Hahns stand.

Herzlicher Dank geht nach Ostfriesland

Wiemoor/Asel. Die Kontakte zwischen Ostfriesland und der Gossner Mission sind alt und tief – und werden in der jün-



ten Zeit wieder intensiv aufgefrischt. Dazu hat vor allem ein Projekt des Freundeskreises Ostfriesland beigetragen: Idan Topno, die junge Theologin der indischen Gossner Kirche, die zurzeit im Öffentlichkeitsre-

ferat der Gossner Mission hospitiert, war zuvor ein Jahr lang in Ostfriesland zu Gast. Sie hat Gemeinden besucht, Konfirmanden- und Schulklassen unterrichtet und selbst einiges über das Gemeindeleben in Deutschland gelernt. Kost und Logis hatte die Ev. Jugendbildungsstätte Asel gestellt, für ihr Taschengeld aber rührte der Freundeskreis kräftig die Werbetrommel, und so kamen mehr als 4200 Euro an privaten und Gemeindespenden zusammen. Ein stolzes Ergebnis, für das sich Idan Topno und Gossner Mission beim Treffen des Freundeskreises im Oktober herzlich bedankten.

Viel Lob in Aurich für Gossner-Engagement

Aurich. »Seit vielen Jahren schätze ich das vorbildliche Eintreten der Gossner Mission gegen Ungerechtigkeit und für die Menschenrechte«: Mit diesen Worten lobte Thilo Hoppe, MdB aus Aurich und Vorsitzender des Bundestagsausschusses für wirtschaftliche Zusammenarbeit und Entwicklung, das Engagement der Gossner Mission. Hoppe äußerte sich beim zweiten Eine-Welt-Tag des Sprengels Ostfriesland in Aurich, wo sich auch die Gossner Mission präsentierte. Eingeladen zum Eine-Welt-Tag hatte Regionalbischöfin Oda Gebbine Holze-Stäblein.

Reisegruppe besuchte Gossner Kirche

Wiesmoor. Auf Initiative von Karin Husmann und Waldtraud Bidder aus Wiesmoor ist im Ok-

tober wieder eine Reisegruppe aus Ostfriesland nach Indien aufgebrochen. Unter Leitung von Ursula Hecker besuchte die Gruppe, der sich auch Gossner-Freunde aus anderen Regionen Deutschlands angeschlossen hatten, nicht nur berühmte




Sehenswürdigkeiten wie das Taj Mahal, sondern vor allem Gemeinden und Projekte der Gossner Kirche in Jharkhand.

Tipps, Treffs, Termine

Sambia-Tagung 2007: Menschenrechte im Blick

»Blickpunkt Sambia. Entwicklung und Menschenrechte«: So lautet der Titel der Sambia-Konferenz, die vom 16. bis 18. Februar 2007 in Wiesbaden-Naurod stattfinden wird. Die Veranstaltung will beitragen zur Vernetzung einzelner Einrichtungen und Initiativen, die in Sambia tätig sind. Damit soll die Zusammenarbeit und die gegenseitige Information seit der Sambia-Tagung 2005 weiter intensiviert werden. Ziel ist zudem, das Land und seine Themen stärker in der bundesdeutschen Öffentlichkeit bekannt zu machen. Verschiedene deutsche Organisationen sind neben der Gossner

Mission in Sambia engagiert und setzen sich dort für die Menschenrechte ein: u. a. für die Verbesserung der Bildung, der Gesundheitsversorgung und der Ernährungssicherung. Die Tagung endet sonntags mit einem Gottesdienst in der Ev. Versöhnungsgemeinde in Wiesbaden.

 Weitere Informationen:
udo.thorn@gossner-mission.de

Epiphanius-Feier mit neuer Gossner-Spitze

Er hat Tradition: der Gottesdienst zu Epiphanius, den die Gossner Mission gemeinsam mit dem Berliner Missionswerk in der Berliner Marienkirche am Alexanderplatz ausrichtet. Im kommenden Jahr wird er unter besonderen Vorzeichen stehen: Sowohl der Vorsitzende der Gossner Mission, Harald Lehmann, als auch der neue Direktor, Pfr. Dr. Ulrich Schöntube, werden feierlich in ihr Amt eingeführt. Im Anschluss an den Gottesdienst sind alle Freunde der beiden Missionswerke zu einem kleinen Empfang im Kirchenvorraum eingeladen. Achtung: Da Epiphanius 2007 auf einen Samstag fällt, beginnt der Gottesdienst bereits am 6. Januar um 16.30 Uhr.


Kalender zeigt Lebens-Räume

Einen Kalender besonderer Art haben die Gossner Mission und andere Missionswerke, die unter dem Dach des EMW zusammenarbeiten, für 2007 herausgegeben: »Lebens-Räume« – so der

Titel. Großformatige, eindrucksvolle Fotos zeigen die Lebenswirklichkeit der Menschen in verschiedenen Ländern, in denen die Missionswerke arbeiten. Ob nun lachende Kinder aus Indien, Fischer aus Südafrika oder




eine Bäuerin aus Kamerun – stets stehen die Menschen und ihr Heim im Mittelpunkt der zwölf verschiedenen Kalenderblätter im Format 32x48.

 Der Kalender kostet 4,50 EUR plus Versandgebühr. Bezug: Gossner Mission, Georgenkirchstraße 69-70, 10248 Berlin oder mail@gossner-mission.de.

Palästina sehnt sich nach Frieden

Nahezu unbemerkt von der öffentlichen Aufmerksamkeit in Deutschland engagiert sich eine Vielzahl von Initiativen für Versöhnung, Koexistenz und Zusammenarbeit im Nahen Osten, der bei uns fast nur unter dem Stichwort »Konflikt« in die Schlagzeilen gerät. Diesen Menschen und ihrer Arbeit ist die EMW-Publikation »Sehnsucht nach Frieden – Initiativen für Verständigung und Zusammenarbeit in Israel und Palästina« gewid-

met. Sie lässt die Beteiligten zu Wort kommen und beschreibt, wie sie aufgrund leidvoller Erfahrungen zum Weg der Verständigung fanden. Und wie sie trotz immer wiederkehrender Rückschläge im politischen Prozess nicht aufhören, sich für Verständigung und Zusammenarbeit einzusetzen, um eine friedvolle Zukunft für die Menschen im Nahen Osten vorzubereiten.

 Studienheft kostenlos im EMW bestellen:
Tel. (0 40) 25 45 61 51.

Impressum

Die Zeitschrift »Gossner Mission Information« erscheint viermal pro Jahr.

Auflage: 5900 Exemplare.

Redaktion:

Jutta Klimmt

Layout:

Jutta Klimmt, Henrik Weinhold

Satz:

Henrik Weinhold

www.webundprint.com

Gesamtherstellung:

Digital Media Production, 12435 Berlin

Herausgeber:

Gossner Mission

Georgenkirchstr. 69-70

10249 Berlin

Tel.: (0 30) 2 43 44 57 50

Fax: (0 30) 2 43 44 57 52

e-mail: mail@gossner-mission.de

Internet: www.gossner-mission.de

Bankverbindung:

EDG Kiel (Filiale Berlin)

BLZ 210 602 37, Konto 139 300

Fotos:

Bekker, Hans-Jochen: Seite 30

Hecker, Dieter: Seite 4-7, 8-9, 12, 13-15, 30

Klimmt, Jutta: Seite 1, 25, 26-27, 28, 30

Lehmann, Klaus: Seite 16

Röhrig, Peter: Seite 32

Schmolke, Carsten: Seite 10-11, 29

Stehl, Barbara: Seite 21

Sturm, Michael: Seite 22

Thorn, Udo: Seite 18

United Mission to Nepal: Seite 17

und Archiv der Gossner Mission.

A 4990 F
Gossner Mission
Georgenkirchstr. 69-70
10249 Berlin

»Lasset die Kinder zu mir kommen ...«

Projekt

Kinder sind ein Geschenk Gottes. Und Kinder sind die Schwächsten in unserer Gesellschaft. Unzähligen Kindern in aller Welt fehlt das Elementarste zum Leben: ein Dach überm Kopf, eine regelmäßige Mahlzeit, medizinische Versorgung, Schutz vor Gewalt und Ausbeutung, die Freiheit zu spielen und zu lernen.

Jetzt in der Vorweihnachtszeit denken wir an das Kind, das zart und hilflos in der Krippe liegt, abseits der Stadt, ausgestoßen mit seinen Eltern und an den Rand gedrängt. Die Geschichte von Bethlehem wiederholt sich heute tagtäglich, die Geschichte von der Geburt eines Kindes, das von Anfang an an den Rand der Gesellschaft gedrängt wird.

Die Gossner Mission begleitet und unterstützt in ihren Arbeitsbereichen Hilfsprogramme, von denen viele Kinder profitieren. Diese beziehen die Menschen eines Dorfes oder eines Armenviertels in die Verantwortung ein. So wird auch das soziale Umfeld der Kinder verbessert. Dafür sorgen unsere Partner vor Ort. Sie kennen die Nöte und die Hoffnungen der Kinder und wissen, wie sie durch Hilfe zur Selbsthilfe langfristige Veränderungen bewirken können.

Sie können mithelfen. Mit Ihrer Spende unterstützen Sie die Arbeit der Gossner Mission und schenken damit vielen Kindern neue Hoffnung.

Unser Spendenkonto:

Gossner Mission
EDG Kiel, BLZ 210 602 37,
Konto 139 300

**Kennwort: Kindern
Hoffnung schenken**

